

Erinnerungen an
unsere Geschichte

*

Wenn die Stimme
das Herz berührt

*

Rückerstattung für
Holocaust-Überlebende Nr. 785

*

Ganz aus Glas

Auch in diesem Jahren opferten Freiwillige aus aller Welt ihren Urlaub, um auf dem jüdischen Friedhof zu arbeiten

Keine „Friedhofsruhe“ in Czernowitz

Olha und Viktoriya aus der Ukraine, Taka aus Japan, Viktoria und Jakob aus Ungarn, Marcela und Jakob aus Tschechien, Iva aus Serbien und Maria-Philippa aus Frankreich, sie alle waren mit dem Freiwilligendienst *SVIT Ukraine* nach Czernowitz gekommen, um zwei Wochen lang auf dem jüdischen Friedhof der Stadt zu arbeiten. Sie blieben nicht allein. Eine Woche später trafen auch die Freiwilligen von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* ein, einer Organisation der evangelischen Kirche aus Deutschland. Am ukrainischen Nationalfeiertag bekamen sie Verstärkung von Aktivisten der jüdischen Gemeinde und auch die von der „Czernowitz Jewish Cemetery Restoration Organization“ bezahlten Arbeiter waren am Werk. Es war also reichlich Betrieb an einem Ort, der sonst eher für die sprichwörtliche Friedhofsruhe bekannt ist.

Das Engagement blieb nicht unbemerkt. Zweimal berichteten lokale Fernsehsender über die Freiwilligen, dazu noch mehrere regionale Print- und Online-Medien. Seit neun Jahren geht das nun schon so. Die Arbeit der Freiwilligen hat nicht nur etwas auf dem Friedhof verändert, sie hat auch etwas im Bewußtsein der lokalen Bevölkerung verändert. Wer früher nach dem Weg zum jüdischen Friedhof fragte, erntete häufig ein Achselzucken. Heute wissen die meisten Bescheid – auch die Taxi-

fahrer.

Warum arbeiten junge Leute zwei Wochen lang auf einem jüdischen Friedhof in der Ukraine? Was für Motive haben sie? Was für Hindernisse haben sie zu überwinden? Die Ungarin Viktoria traf ich bereits im Zug von Lviv (Lwów, Lemberg) nach Czernowitz.

Ein bißchen ängstlich war sie, wollte nicht gerne allein reisen. Der Krieg im Osten der Ukraine trug auch nicht zu ihrem Bedürfnis nach Sicherheit bei. Die Befürchtungen verflogen schnell. Andere suchen gerade das Unbekannte, Fremde. Jakob war den ganzen Weg von Prag mit dem Fahr-

rad gefahren. Nach dem Ende des Workcamps fuhr er weiter – nach Moldawien, nach Tiraspol in der abtrünnigen Region Transnistrien, nach Gagausien in der bessarabischen Steppe zwischen der Ukraine und Moldawien.

Eine persönliche – beispielsweise familiäre oder biografische – Beziehung zum Judentum hatte auch diesmal keiner der Freiwilligen. „Mein Vater hat immer schlecht über die Juden geredet“, erzählte Olha. Sie stammt aus einer Kleinstadt im Gebiet Donezk, das jedoch nicht von den von Rußland gesteuerten „Separatisten“ besetzt ist. Durch ihren Ort rollen die Panzerkolonnen, wenn die ukrainischen Einheiten an der Front rotieren. „Aber ich habe ihm nie geglaubt“, fuhr sie fort, „und jetzt bin ich hier, arbeite auf einem jüdischen Friedhof und es fühlt sich genau richtig an!“

Daß es sich richtig anfühlt, dafür sorgten auch die „alten“ ehemaligen Czernowitzer, die angereist waren. Arthur Rindner war gekommen, Sylvia de Swaan und Mimi Taylor – alle vor dem Krieg und vor dem Holocaust in der Stadt geboren. Die Workcamps von *SVIT* haben sich auch zu einem sozialen Ereignis entwickelt. Die „Alten“ haben Geschichten zu erzählen, die Jungen wollen sie hören. Geschichte erhält ein Gesicht.

Auch andere haben Geschichten zu erzählen. Bei einem Ausflug nach Kosiw treffen

(Fortsetzung auf S.2)

Die Jahreshauptversammlung der Bukowiner Juden

Die diesjährige Jahresversammlung der Bukowiner Juden, mit der Askara des „Weltverbandes der Bukowiner Juden“ zur Erinnerung an die Vernichtung der Juden aus der Nordbukowina und die Verschleppung der jüdischen Landsleute nach Transnistrien sowie die nach Sibirien vertriebenen Landsleute wird

am Montag, den 6. November 2016,
um 18 Uhr (Einlaß 17 Uhr)

im Recanati-Saal des Kunstmuseums Tel Aviv,
Shaul HaMelech Blvd. 27

stattfinden.

Bitte merken Sie sich diesen Termin vor und verständigen Sie bitte auch Ihre Bekannten aus der Bukowina.

Wir bitten, Ihre Teilnahme an der Veranstaltung telefonisch zu bestätigen (Tel: 03-5226619 u. 03-5270965).

Für Landsleute aus Jerusalem, Haifa und aus dem Norden des Landes stehen wie im Vorjahr Busse zur Verfügung. Auch hier bitten wir, Ihre Mitfahrbereitschaft telefonisch anzukündigen, damit wir Ihnen einen Platz im Bus reservieren können.

Der Eintrittspreis für die Veranstaltung beträgt 35 Shekel pro Person, der bereits vor der Veranstaltung telefonisch per Kreditkarte entrichtet werden muß.

Der Weltverband der Bukowiner Juden

Keine „Friedhofsruhe“

(Fortsetzung von S. 1)

wir auf dem jüdischen Friedhof einen alten Mann, der mit der Sense Gras mäht. Es sah nach einer hoffnungslosen Aufgabe aus. Zwei Tage in der Woche arbeitet er unentgeltlich auf dem Friedhof. Daß ihm die Gemeinde dafür nichts zahlt, ärgert ihn nicht, daß sie ihm kein effizienteres Werkzeug zur Verfügung stellt, das schon. Warum er das macht, wollte Viktoriya wissen. „War jemand von euch schon mal hier?“, fragte er zurück. Viktoriya deutete auf mich. „Warst du schon mal ganz oben auf dem Hügel des Friedhofs“, wandte er sich an mich. Ich verneinte. „Da oben sind die Überreste einer

alte Mann mit seiner Sense zwei Tage in der Woche Gras. Man kann von ihm etwas über menschlichen Anstand lernen. Was nimmt man noch mit, wenn man zwei Wochen auf dem jüdischen Friedhof in Czernowitz gearbeitet hat? Ganz sicher Freundschaften. Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, sie können lange halten. Man nimmt Wissen mit, vielleicht auch die Vision eines gemeinsamen Europas – inspiriert von Czernowitz, diesem Europa im Kleinen, und eine andere Aufmerksamkeit auf die Welt zuhause. Zwei Wochen nach Ende des Workcamps war auch Jakob, der unermüdliche Radfahrer wieder daheim. „Was für



Die Freiwilligen auf dem Friedhof

alten Burg“, fuhr er fort. „Die Juden haben sich in den Kellern versteckt. Nachbarn haben ihnen Essen gebracht, bis die Deutschen das bemerkt haben, heraufgegangen sind und die Juden erschossen haben. Das weiß ich von meiner Mutter.“ Deshalb mäht der

ein Zufall“, schrieb er auf Facebook, „jetzt habe ich zwei Wochen auf einem jüdischen Friedhof gearbeitet und zuhause treffe ich Freiwillige aus Israel, die in meiner Stadt arbeiten!“ Ich hätte gerne zugehört, was sie sich zu erzählen hatten.

Christian Herrman

Diskussion beendet

Die Diskussionen um Hitlers Geburtshaus in Braunau am Inn dürften beendet sein. Vorschläge, das Haus als Gedenkstätte umzugestalten, konnten endlich durch einen neuen Beschluß im Ministerrat beendet werden, es wurde ein Gesetz zur Enteignung beschlossen und gegen ein denkmalge-

schütztes Haus entschieden. Nun kann das Haus endlich abgerissen werden, damit es nicht zu einer Pilgerstätte für Rechtsradikale und Neonazis wird.

Auch in Berlin wurde 1990 der „Führer-Bunker“ gesprengt, in dem sich Hitler am 30. April 1945 erschossen haben soll.

Gabriella Teichner, Wien

Internationale Studie

Happy im Heiligen Land

Umgeben von Feinden, einer ständigen Bedrohung ausgesetzt, ständig mit Wassermangel und chaotischem Verkehr sowie politischen Krisen und militärischen Auseinandersetzungen konfrontiert. Doch offenbar scheint all das die Israelis wenig zu belasten. Denn auf der „Glücklichkeitsskala“ des *Gallup World Poll* ist Israel auf dem vierten Platz gelandet. Ganz oben stehen die Schweizer, gefolgt von Dänen und Finnland. Damit sind die Bewohner des jüdischen Staates zufriedener als Holländer, Iren und sogar die Menschen in den USA und Brasilien. Deutschland rangiert nur auf Platz 26.

Glücksgefühle messen ist wahrlich kein einfaches Unterfangen. Dennoch haben sich die Mitarbeiter des *Gallup World Poll*, ein internationales Institut, das auf Befragungen aller Art spezialisiert ist, aufgemacht, den Schlüssel zum Glück zu finden. Vier Jahre lang sprachen sie mit Menschen in 155 Ländern, um zwei Arten von Wohlbefinden zu untersuchen. Zuerst wollten sie wissen, wie es um die allgemeine Zufriedenheit bestellt ist, und gaben den Antworten die Noten eins bis zehn. Anschließend fragten sie ihr Gegenüber, wie der letzte Tag war, etwa, ob man sich ausgeruht fühlte, respektiert, frei von Schmerzen und intellektuell eingebunden. 63 Prozent der Israelis gaben an, erfolgreich im Leben zu stehen und ihr Dasein zu genießen, 35 von Hundert meinten, sie seien angestrengt, und lediglich drei Prozent leiden. Ihr tägliches Wohlbefinden gaben sie mit 7,2 Punkten an. Diese Angaben katapultierten die Israelis in die Top Ten der glücklichsten Länder dieser Welt.

Am allerbesten geht es den Schweizern. Das Glücksgefühl hängt nach Angaben der Forscher mehr davon ab, wie die psychologischen und sozialen Bedürfnisse gedeckt werden, als von einer prall gefüllten Brieftasche. Ein Beispiel dafür scheint Costa Rica zu sein, das es auf Platz zehn der Liste schaffte - vor vielen reicheren Nationen.

„Dieser kleine zentralamerikanische Staat hat ausgezeichnete soziale Verbindungen zwischen den Menschen,“ so die Forscher.

Geht man nach Kontinenten, steht Israel sogar ganz oben. Auf asiatischem Grund ist Israel unangefochten die Nummer eins. Seine Nachbarn sind weit abgeschlagen, mit Jordanien als Nächstem an 52. Stelle und dem Libanon auf dem 73. Platz. Bei 155 Teilnehmern muß man Ägypten als komplett unglücklich bezeichnen - es belegt Platz 115.

Inbar Cohen gehört zu den Glücklichen. Sie ist Computerprogrammiererin und findet ihr Leben in Israel „ziemlich klasse“. Auf den ersten Blick nicht zu erwarten? „Vielleicht nicht aus europäischer Sicht“, gibt die 35jährige zu, „doch wenn man Israel näher kennt, dann weiß man, was hier alles gut ist“. Zuerst lobt sie die Erregungenschaften, die der junge Staat in 68 Jahren seiner Existenz geschaffen hat. „Darauf können wir stolz sein.“ Ihr guter Verdienst und der ihres Mannes in der Computerbranche ermöglicht ihnen ein angenehmes Leben in der Nähe von Tel Aviv. „Die Natur ist umwerfend schön, die Freizeitangebote überragend.“ Doch Cohen sieht auch die Dinge, die mit Geld nicht zu kaufen sind: „Bei uns gibt es echte Freiheit.“ Und das inmitten der umliegenden gänzlich undemokratischen Staaten, die im Krieg stecken. Kriege und politische Instabilität machen ihr keine Angst.

Besonders wichtig sind der Mutter von zwei kleinen Kindern die engen Familienbande. „Man ist füreinander da, hilft sich, verbringt die Freizeit miteinander. In vielen anderen Ländern ist das heute nicht mehr so.“ Als sie zwei Jahre in den USA lebte, sei sie „geschockt über den Verfall der Familie“ gewesen. „Damit könnte ich nicht leben. Ich brauche meine Lieben alle um mich herum.“ Und dann geht es ihr richtig gut - wie der Mehrheit ihrer Landsleute.

Sabine Brandes

(aus „Jüdische Allgemeine“)

Zu Sukkoth

Erinnerung an unsere gemeinsame Geschichte

Nur wenige Tage nach dem höchsten Feiertag Yom Kipur feiern wir Sukkot, das Laubhüttenfest. Der Zusammenhang jenseits der Zeit zwischen beiden Festen ist nicht auf den ersten Blick erkennbar, doch durchaus gegeben.

Rein formell hat das Laubhüttenfest nichts mit dem Versöhnungstag zu tun. Letzterer ist der Abschluß der Hohen Feiertage, der letzte und wichtigste Tag, ja, der Höhepunkt der Zehn Tage der Umkehr, die mit dem Neujahrsfest begannen. Sukkot hingegen ist das letzte der drei Wallfahrtsfeste, gehört also sozusagen einem anderen „Genre“ an. Denn während an „*Jamim Noraim*“ der Einzelne im Mittelpunkt steht, der Einzelne in seiner Beziehung zu Gott und zu seinem Leben und erst dadurch auch zu seiner Umwelt, verweisen uns alle Wallfahrtsfeste auf unsere Geschichte als Gemeinschaft, erinnern an das Schlüsselerlebnis des Volkes Israel, an den Auszug aus Ägypten.

Aber nur vier Tage liegen zwischen dem Versöhnungstag und dem Laubhüttenfest, und so ist schon rein zeitlich eine Verbindung gegeben, die eine schöpferische Spannung schafft. Sehr oft finden wir in unserer Tradition ähnliche Verbindungen von Polaritäten, bis hin zu Vereinigungen von Gegensätzen, wie etwa die, daß Gott allwissend ist, also auch die Zukunft kennt, und der Mensch sich frei entscheiden kann. Wie beides gleichzeitig wahr sein kann, verstehen wir mit unserer menschlichen Logik nicht, aber das beweist eben nur, daß wir mit unserer menschlichen Logik nicht alles begreifen können. Schlußendlich gibt es nur eine Wahrheit, aber wir können sie nicht erfassen. Uns sind nur Teilaspekte dieser einen Wahrheit zugänglich, und diese Teilaspekte müssen sich gegenseitig

ergänzen, auch wenn sie oft einander zu widersprechen scheinen. Das heißt, die Wahrheit liegt nicht in der Mitte zwischen den Gegensätzen, sondern in einer anderen Ebene, die die Gegensätze miteinander vereint. Wir, die wir diese Ebene nicht erreichen können, müssen die Gegensätze aushalten und verstehen, daß sie sich weniger widersprechen als vervollständigen. Das eine wie das andere ist richtig, und der Widerspruch zwischen beiden wird so zur fruchtbaren, schöpferischen Spannung.

Und was hat das alles mit Sukkot zu tun? Auch dieses Fest ist eine Verbindung von Polaritäten. Als Wallfahrtsfest erinnert Sukkot an den Auszug aus Ägypten, daran, daß Gott uns aus der Sklaverei befreite. Im Spezifischen erinnert das Fest an unsere vierzigjährige Wanderung durch die Wildnis und die Sorge, mit der Gott uns begleitet hat. Es ist ein Fest der nationalen Erinnerung, es geht um die besondere Beziehung Gottes zu seinem Volk Israel. Gleichzeitig aber, so lernen wir, wurden zur Zeit des Tempels an Sukkot 70 Festopfer dargebracht für die 70 Nationen der Welt. Ja, Gott ist der Gott Israels, aber Er ist eben auch der Gott der ganzen Menschheit.

An Sukkot hat Salomo den Tempel eingeweiht, den imposanten Bau, der Gottes Gegenwart unter uns symbolisierte.

Ein Prachtbau, der stolz verkündete, daß die Landnahme abgeschlossen und das jüdische Königreich errichtet war. Ein Zeichen der Beständigkeit. Doch das augenfälligste Ritual dieses Festes, das ihm seinen Namen gegeben hat, ist die Laubhütte. Eine prekäre Behausung, die nicht allzuviel Schutz vor Wind und Regen bietet. Sie darf kein ständiges Bauwerk sein, sondern muß jedes Jahr neu errichtet werden. Sie erinnert uns an die Unbeständigkeit der menschlichen Existenz. Diese Lehre wird unterstrichen durch die Lektüre des Buches Kohelet, das dem Tempelbauer Salomo zugeschrieben wird. Sukkot erinnert nicht nur an unsere nationale Geschichte, es ist auch ein Erntedankfest, Chag haKazir. Am Ende des landwirtschaftlichen Jahres blicken wir dankbar auf das Werk unserer Hände und freuen uns über den Ertrag, den wir erwirtschaftet haben. Die Ernte ist eingebracht, wir sind zufrieden mit unserem Anteil und danken Gott für seine Fürsorge und Güte. Und da kommt Kohelet, dessen Buch wir in diesen Tagen lesen, und fragt uns, „was ist des Menschen Gewinn bei all seiner Mühe, womit er sich müht unter der Sonne?“. Geld allein macht nicht nur nicht glücklich, es versperrt uns auch oft den Blick auf das Wesentlichste in unserem Leben.

Der Versöhnungstag war diesem Wesentlichsten gewidmet.

Wie lebe ich? Was ist der Sinn meines Lebens? Wie verbringe ich die Jahre zwischen meiner Geburt und meinem Tode? Weil unser körperliches Sein nicht die Antwort sein kann, entsagen wir an diesem Tag gleichsam allem Physischen. An Jom Kipur sind wir nicht mehr ganz von dieser Welt. Wir konzentrieren uns ganz auf das Geistige, versuchen unseren Körper mit seinen Ansprüchen und Forderungen zu vergessen. Wir essen nicht, schlafen wenig und verbringen den Tag in Gebet, Meditation und Reflexion. Vier Tage später erfolgt eine vollständige Hinwendung zur physischen Existenz. Das Gebot, in der Suka zu sein, erfüllen wir mit unserem Körper, mit unserem ganzen Körper und nur mit unserem Körper. Wir freuen uns an dieser Welt, sitzen in unserer Hütte, die geschmückt ist mit dem Ergebnis unserer Ernte. Der Mensch ist kein rein geistiges Wesen. Wir müssen essen, um bestehen zu können. Einen Tag lang, am Jom Kipur, können wir zwar versuchen, dies zu vergessen, aber sich nur auf das Geistige zu konzentrieren, widerspricht dem Judentum. So ist das Laubhüttenfest (auch) eine Ergänzung zum Versöhnungstag. Wir feiern unsere Rückkehr in die körperliche Welt – ohne dabei zu vergessen, daß diese irdische Welt doch nicht alles ist. Nicht ohne Grund klingt Sukkot mit Simchat Tora aus, dem Freudentag über die Lehre, die Gott uns gegeben hat. Aber das ist eigentlich schon wieder ein anderes Fest. Mögen wir dieses Jahr friedlich in unseren Hütten sitzen, gereinigt durch die Erfahrung des Jom Kipur, und Freude empfinden an dem, was wir erreicht haben – aber nicht vergessen, daß die Erlösung noch aussteht. Und versäumen wir ja nicht, an unserem Erntedankfest Kohelet zu lesen, der uns auf das Eindringlichste ermahnt, daß alles vergänglich ist. Chag sameach!

Rabbiner Marcel Marcus

Rückerstattung für Holocaust-Überlebende

Die *Claims Conference* gibt bekannt, daß Holocaust-Überlebende und deren Erben, die bei der Krankenkasse „Clalit“ versichert sind und eine Rente aus Deutschland beziehen, berechtigt sind, Rückerstattungen für Eigenzahlungen für Medikamente und medizinische Behandlungen zu beantragen.

Entsprechende Formulare können unter folgenden Links heruntergeladen werden:

form_survivor.pdf/info/entitlements/Documents7http://www.clalit.co.il/he

und form_inheritance.pdf/info/entitlements/Documents/http://www.clalit.co.il/he

red.

Wenn die Stimme

Zürich, Unterer, Friesenberg, Israelitischer Friedhof, Grab Nr. 2331. Ein Blumengesteck mit roter Kerze leuchtet. Der Grabstein ist schwarz „Ein Stern fällt“, ist auf dem Stein zu lesen und: „Joseph Schmidt Kammersänger 1904-1942“. Dazwischen der Davidstern. Das Grab, heißt es, sei eines der meistbesuchten auf dem Friedhof „Ein Stern fällt vom Himmel, ein funkeln der Stern, bringt wie eine Botschaft von fern uns das große Glück. Ein Stern fällt“. Nur wenige Kilometer entfernt, in Rüti bei Zürich, hat Alfred Fassbind das „Joseph Schmidt-Archiv“ eingerichtet. Der 66jährige Biograph und Nachlaßverwalter des Sängers öffnet die Tür zu einem Zimmer im Souterrain des Hauses und sagt: „Da lebt Joseph Schmidt“

Zu sehen sind Spuren einer Legende: Platten und Photos, gestapelt und in Alben archiviert, Programmzettel und Briefe, amtliche und persönliche Dokumente, ein zerschlissener Toilettenkoffer des vor den Nazis durch halb Europa geflohenen Tenors, ein Schrank aus dem Schweizer Gasthofzimmer, in dem der 38jährige starb, und ein blau weißes Taschentuch des einst Weltberühmten. Während er es ausbreitet und zu dem Toilettenkoffer und den Bildern legt, hält Alfred Fassbind kurz inne: „Schon traurig, was von so einem Mann übrigbleibt Auf dem Videoband, das er mir später zeigt, singt Joseph Schmidt vor mehr als 100.000 Besuchern eines Open Air Konzertes in Holland und wirkt dabei so entspannt und natürlich, als singe er für ein paar Freunde einen seiner populären Schlager - „Nur wer die Sehnsucht kennt“.

Berlin, 9. Mai 1933. Eine glanzvolle Premiere im Ufa Palast: „Ein Lied geht um die Welt“. 3000 Zuschauer feiern begeistert den Hauptdarsteller des Films, Joseph Schmidt. Der 29jährige hat den Höhepunkt seiner Karriere in Deutschland erreicht. Unter denen, die dem am 4. März 1904 in Davideny in der Bukowina geborenen und in Czernowitz aufgewach-

senen Sänger an diesem Premiereabend applaudieren, ist auch Joseph Goebbels. Er liebe Joseph Schmidt, heißt es, und daß er den Juden zum Ehrenarier ernennen wolle. Doch dazu kommt es nicht. Am Abend des folgenden Tages brennen die Bücher in Berlin. „Was wir wollen (und erreichen werden!), sieht wahrlich anders aus“, schreibt der *Völkische Bekommende Zeit*: „Das Lied, das heute durch Deutschland klingt, hat anderen Rhythmus, hat schärferen Marschtritt, hat aufpeitschendere Melodien, kommt aus ehrlicherem Herzen als das, was wir in dem Film hörten. Der Marschtritt eines Millionenvolkes hat nichts mit dem zu tun, was uns ein Volksfremder vortäuschen will! Möge dieses Lied um die Welt gehen, es wird übertönt werden vom Lied der nationalen Revolution.“

„Land, so wunderbar“ hatte Joseph Schmidt 1929 bei seinem vielbeachteten Debüt im Berliner Rundfunk gesungen „Die Popularität des Rundfunks hat gestern einen Sieg davongetragen“, meldete die Vossische Zeitung, und: „Den Radiohörern war es vorbehalten, das Debüt eines Tenors zu erleben, dessen ungewöhnlicher Stimmglanz, dessen besonderes Timbre sofort aufhorchen ließen.“ Knapp vier Jahre später, am 20. Februar 1933, findet Schmidts letzter Auftritt auf einem deutschen Sender statt. Und noch Ende 1933 sucht der nun nicht mehr erwünschte Sänger Zuflucht in Österreich. Die Meldebestätigung der Polizeidirektion in Wien verzeichnet den 20. Dezember 1933 als Einreisedatum und das „Grand Hotel“ als Aufenthaltsort des prominenten Film- und Plattenstars, der von Wien aus in allen Teilen Europas gastiert und 1934 auch mehrere Konzerte in Palästina gibt. Auf dem amtlichen Meldezettel stehen als An- oder Abreiseorte unter anderem Prag, Amsterdam, Lodz, Bern und London, wo Joseph Schmidt englische Versionen

seiner Erfolgsfilme dreht und mit „My Song Goes Round the World“ und „A Star Fell From Heaven“ auch international Erfolg hat.

Der letzte deutschsprachige Film des Tenors hat 1936 in Wien Premiere: „Heut ist der schönste Tag in meinem Leben“. Seine Filmpartner sind überwiegend Emigranten wie er. Doch strahlend wie immer singt der aus Deutschland Vertriebene, daß er mit keinem tauschen wolle, „wers auch ist und wers auch immer sei. Heut will ich mich berauschen, morgen ists vielleicht vorbei. Heut ist der schönste Tag.“ Ein anderes Lied in diesem Film hat den Titel „Wenn nicht die Hoffnung wär“. Doch die Braunhemden rücken weiter vor. Im März 1938, wenige Tage vor dem Anschluß Österreichs, flüchtet Joseph Schmidt aus Wien. Der Meldezettel registriert den 7. März 1938 als Ausreisedatum. Reiseziel: „Unbekannt“.

Zeitungslesern, die sich noch immer positiv über den Verfemten äußern, wird in sogenannten Briefkastenrubriken mitgeteilt: „Wir können Ihnen nicht beipflichten, daß Joseph Schmidt der beliebteste Tenor der Jetztzeit wäre und die ganze Welt seine Stimme für gottbegnadet hielte. Wie wir über die Stimme des Herrn Schmidt denken, haben wir unzweideutig zum Ausdruck gebracht. Der beliebteste Tenor der Welt ist jetzt Benjamins Gigli.“ Der hatte schon 1935 zugunsten der „Winterhilfe“ gesungen, wofür er den persönlichen Dank Hitlers entgegennehmen konnte. Joseph Schmidt zählte dagegen zu den Künstlern, die 1937 in der Ausstellung „Entartete Kunst“ diffamiert wurden. In der berüchtigten Schau waren neben seinem Photo alberne Schlagertitel zu lesen, die er nie gesungen hatte. „Kein zweiter war so weit entfernt vom sentimental tümelnden Zugang, mit dem die Spieloper und Operette verhunzt worden ist. Schmidt singt mit leidender Inbrunst - und in seinen größten Momenten mit einer

todberührten Stimme“, schreibt Jürgen Kesting in seinem Standardwerk „Die großen Sänger“, in dem mancher Kollege des Tenors herbe Kritik einstecken muß. „Es gibt - selten, ganz selten - Stimmen mit einem Unterton von Trauer, mit einem wahrhaft tragischen Klang. Es ist der Klang, der in die Tiefe des Herzens dringt und das Herz berührt. Carusos Stimme war erfüllt von diesem schluchzenden Leid, in Joseph Schmidts Stimme war diese Träne. Selbst in einem Schlager oder einer Canzone wie „O sole mio“ vermochte Joseph Schmidt etwas von dieser Trauer zu vermitteln - ohne ins Pathetische abzurutschen. Joseph Schmidts Stimme galt nicht zuletzt als „gottbegnadete Mikrofonstimme“, wie eine Fachzeitschrift schon 1930 feststellte „Die Stimme ist vorzüglich geschult, klingt weich und hat trotzdem eine seltene Kraft. In der Mittellage ist sie voll und abgerundet - strahlend in den Höhen. Die Atemtechnik ist vollkommen. Wenn man Schmidts Platten spielt, so hat man nicht nur das Bild eines stimmlich selten begabten Sängers vor sich, sondern auch eines Künstlers von Kultur.“ Er selbst verstand sich auch als „Priester der Kunst“ und glaubte: „Mensch und Künstler müssen untrennbar sein; denn wer kein Mensch ist, kann auch kein Künstler sein. Wer kein Herz hat, kann auch keine seelenvolle Stimme haben Und vor dem Mikrofon, das die Großaufnahme des Gesanges ermögliche und die feinsten Schwingungen verdeutliche und verstärke, „habe ich immer das Gefühl: Ich singe es jedem einzelnen Hörer ins Ohr, obwohl ich mir ununterbrochen bewußt bin, daß es eine Millionemenge ist, die mir zuhört“.

Den Säuberungsaktionen der Nationalsozialisten fielen etliche Aufnahmen von Joseph Schmidt zum Opfer, unter ihnen auch einige der vor 1933 entstandenen Konzertmitschnitte des Rundfunks, bei denen Joseph Schmidt unter

das Herz berührt

bedeutenden Dirigenten wie Bruno Walter gesungen hatte „Diese Tondokumente hätten den Sänger Joseph Schmidt wohl vor Fehleinschätzungen späterer Generationen zu bewahren vermocht. Sie könnten zusätzlich beweisen, daß er weit mehr als ein Interpret strahlender Filmschlager war“, schreibt Alfred Fassbind in seiner 1992 zum 50. Todestag des Sängers veröffentlichten Biographie, in der er etliche Legenden zerstört und neue Einblicke in Leben und Werk des Tenors gibt.

Im Rahmen seiner Forschungsarbeit konnte er auch einige Aufnahmen wiederentdecken, die jahrzehntelang verschollen waren - darunter die religiösen Gesänge von Joseph Schmidt, die für Fassbind „den wahren Höhepunkt seiner umfangreichen Diskographie“ darstellen und mittlerweile als CD vorliegen.

Schon früh war der aus einer strenggläubigen Familie kommende Tenor schließlich als Tempelsänger aufgefallen und hatte in der Synagoge von Czernowitz gesungen - in jenem Czernowitz, das zu Beginn des Jahrhunderts noch zur Donaumonarchie gehörte und nach dem Ersten Weltkrieg an Rumänien fiel, eine Stadt, aus der auch Dichter wie Paul Celan und Rose Ausländer kamen.

1938. Nach seinem fluchtartigen Aufbruch aus Österreich wird Belgien zur nächsten Station von Joseph Schmidts Fluchtweg durch Europa. Er läßt sich in Brüssel nieder und kann sich einen Traum erfüllen: 1939 steht der 1,54 Meter kleine Sänger in Brüssel zum ersten Mal in einer Operninszenierung auf der Bühne, in Puccinis „La Bohème“. Der Auftritt wird zwiespältig aufgenommen. Das Publikum feiert ihn, Kritiker bemängeln, daß der Sänger zu klein sei, seine Erscheinung zur Karikatur neige und er in seinem Samtmantel „eher wie ein Teddy-

bär und nicht wie der Dichter Rudolf“ aussehe. Schauspieler habe er werden wollen, hat Joseph Schmidt wiederholt erklärt. Doch er habe eingesehen, „daß mein Kindertraum, Schauspieler zu werden, niemals Erfüllung finden kann, da mir nun einmal die gewissen zwanzig Zentimeter mehr versagt geblieben sind - allerdings helfen mir meine Erfolge als Sänger, um über diesen Schmerz, der mich einmal unglücklich zu machen drohte, hinwegzukommen“. Später, in seinen Filmen, ließ man ihn über nicht sichtbare erhöhte Laufstege laufen oder stellte ihn auf Podeste. Als er 1937 zum ersten Mal in der Carnegie Hall in New York sang, kündigte ihn die Presse als *The Voice* an. Die äußere Erscheinung von Joseph Schmidt bot immer wieder Stoff für Spekulationen und Klischees. Er sei ein Zwerg, hieß es, von Narben entstellt und so häßlich, daß er eine Larve tragen müsse. Zur Legende gehört auch das Bild vom einsamen und von Trauer umwehten Sänger. Ein Bild, das so nicht stimmt. Joseph Schmidt sei fröhlich gewesen, sagt Alfred Fassbind, und auch in Filmausschnitten wirkt er keineswegs nur wie eine tragische Gestalt, sondern vermittelt eher eine Lust am komödiantischen Spiel - und sehr viel Charme. Eine seiner Verehrerinnen meinte dann auch später: „Joseph konnte seinen Charme aufdrehen wie eine Festbeleuchtung, und niemand vermochte sich seiner Ausstrahlung zu entziehen.“

Die Amouren des Verehrten waren nicht unkompliziert - waren es doch häufig verheiratete Frauen, zu denen sich Joseph Schmidt hingezogen fühlte „Was soll ich tun - ich liebe Ihre Frau“, gestand er einem Ehemann. Und auch die Mutter seines 1935 geborenen Sohnes Otto war noch mit einem anderen verheiratet, als das Kind zur Welt kam. Später soll zwar eine Eheschließung „nach jüdischem Ritus“ stattgefunden haben, doch wurde

diese Ehe nie anerkannt, da einige Angaben auf der Heiratsurkunde offensichtlich falsch waren und die Unterschrift des Rabbiners fehlte. Joseph Schmidt habe sich auch immer als unverheiratet eingetragen, berichtet sein Biograph. Am Ende scheint die leidenschaftliche Beziehung auch merklich abgekühlt. In Briefen an Freunde bezeichne Joseph Schmidt die Mutter seines Sohnes nur als „jene“.

Ungetrübt scheint nur eine Beziehung: die zu seiner Mutter. Joseph Schmidt bezog sich immer wieder auf sie und nannte sie mehr als einmal „meine beste Freundin“. Immer wieder auch besuchte er sie in Czernowitz oder holte sie zu seinen Konzerten. Die enge Verbindung zu ihr könnte auch einer der Gründe sein, warum Joseph Schmidt bereits vorliegende Konzertverträge für Gastspiele in Amerika in den Jahren 1939/40 nicht unterzeichnete.

Bis heute unklar ist auch, was aus dem Vermögen von Joseph Schmidt wurde und wo die Konten waren, auf welche die Einnahmen des Sängers eingezahlt wurden. So soll er allein für einen Dreiminutenauftritt in Amerika 10000 Dollar erhalten haben und damit einer der höchstbezahlten Stars gewesen sein. Doch an dieses Geld kam er später nicht mehr heran, so daß er schließlich gezwungen war, sich bei guten und weniger guten Freunden Geld leihen zu müssen, um überleben zu können. „Wenn du jung bist, gehört dir die Welt“ hatte Joseph Schmidt in einem seiner Erfolgsfilme gesungen. Am Ende seines Lebens klafften die Versprechungen der Lieder und die Realität immer weiter auseinander. Nach der Besetzung Belgiens war Joseph Schmidt 1940 wieder auf der Flucht. Vorläufiges Ziel: Frankreich. Im November 1940 wird die Einreise des 36jährigen von der Polizeipräfektur in Lyon bestätigt. Doch der Kreis wird enger. Die deutschen Truppen rücken weiter vor. Joseph Schmidt flieht in den noch unbesetzten Süden. Eine Ausreise nach Südamerika scheitert. Im

Mai 1942 hat der Tenor seinen letzten öffentlichen Auftritt: In der Oper von Avignon singt er drei französische Arien.

Joseph Schmidts Versuche, von Südfrankreich aus in die neutrale Schweiz einreisen zu können, schlugen fehl. Das Boot war voll. Am 8. Oktober 1942 gelangt er schließlich illegal über die Grenze. Der Flüchtling ist fast mittellos und kommt in einer kleinen Pension in Zürich unter. Freunde versuchen, eine Auftrittserlaubnis für den Sänger zu bekommen. Sie wird abgelehnt. Bei einem Pfandleiher versetzt Joseph Schmidt das letzte Wertstück: eine goldene Taschenuhr, die er 1932 als beliebtester Rundfunkstar Berlins erhalten hatte.

Von den Behörden wird Joseph Schmidt in das Internierungslager Girenbad bei Zürich eingewiesen. Bereits kurz nach seiner Ankunft erkrankt der Sänger. Mit einer Halsentzündung kommt er in eine Klinik nach Zürich. Seine Hinweise auf Schmerzen in der Brust werden nicht beachtet. „Man hält mich für einen Simulanten“, klagt Schmidt und wird nach dem Abklingen der Entzündung wieder ins Lager zurückgeschickt. Am 15. Oktober trifft er dort wieder ein. Am Morgen des folgenden Tages geht er in den nahe gelegenen Gasthof „Waldegg“, in dem die Internierten etwas Warmes zu trinken bekommen. Die Wirtin überläßt Joseph Schmidt ein Sofa, auf dem er sich ausruhen kann. Der Erschöpfte legt sich hin und stirbt. Die Eintragung im amtlichen Sterberegister lautet: „Montag 16. Oktober 1942, Schmidt, Joseph - 38 Jahre, 8 Monate, 12 Tage, staatenlos.“ *„Ein Stern fällt vom Himmel, da leuchtet die Welt, wunderbar und magisch erhellt, einen Augenblick“.* Im Gasthaus „Waldegg“ erinnert nichts an den Sänger, der hier starb, nur eine Gedenktafel an der Fassade weist noch auf ihn hin. „Immer wenn diese Stimme kam - da sprang irgend etwas über, was man nicht erklären kann“, sagt Alfred Fassbind, der sich seit den sechziger Jahren mit Joseph Schmidt beschäftigt.

Aid Is Slow to Catch Up

Holocaust Survivors' Needs Grow

by Melissa Eddy

Agnes Galgoczi, 84, can no longer make it to the toilet on her own. It sits in the kitchen of her apartment in Budapest, just three feet from the bed, where she sings to herself to fight loneliness. Several blocks away, Vera Varga, 78, slides decades-old movies into her videocassette player. The images remind her of the outside world.

They are two of the estimated half-million remaining Holocaust survivors around the world, a group whose needs are growing in complexity and cost as they age, while funding from a variety of sources that have provided for them is starting to dry up.

Both women are widowed and rely on help to shop, cook and clean. Neither can leave her one-room apartment without assistance. Mrs. Galgoczi could use round-the-clock care, but even if Hungary had adequate nursing homes, neither she nor Mrs. Varga would make the move. The Nazis forced them out of their homes once before, marching them to the Budapest ghetto, ripping their families apart.

The unique problems that are the legacy of the suffering of their youth, like an intense fear of institutionalization, as well as renewed anti-Semitism in Eastern Europe and a lack of family, often mean that sending nurses and social workers into their homes is the only way to care for them.

But in-home care is costly, and survivors are left in lonely or unhealthy situations.

"No matter how much you give, their needs are always greater," said Taly Shaul, the director of the Hungarian Jewish Social Support Foundation, which provides for about half of the country's 10,000 remaining Holocaust survivors.

Dozens of volunteers check on survivors and bring them boxes of food staples. Social workers and nurses clean their homes, administer their medications. The growing costs of providing health care and social services

to the survivors in Europe, the United States have raised the pressure on Germany, in particular, to increase aid.

"This is the final chapter," said Greg Schneider, the executive vice president of the Conference on Jewish Material Claims Against Germany, which distributes funding to 240 organizations that provide for survivors around the world. "Over the next five years, an additional amount is needed if the remaining survivors are to live with dignity."

In recent decades, the Claims Conference relied on financial support from a variety of sources. Payments came from a \$1.25 billion compensation fund from unclaimed Swiss bank accounts held by those murdered, a \$5 billion fund to compensate slave laborers and other settlements negotiated in the early 1990s after the fall of Europe's Communist governments.

But as those funds have been spent, the burden has fallen back on Germany. Over eight months, the Claims Conference pressed German Finance Ministry negotiators with numbers and details to demonstrate the dwindling survivors' increased level of need.

One-fifth of survivors worldwide live in the United States, and added pressure came from Congress. Last week, it passed a resolution calling on Germany "to continue to reaffirm its commitment to comprehensively address the unique health and welfare needs of vulnerable Holocaust victims."

An agreement between the German government and the Claims Conference, reached in July, resulted in an increase in funding for the care of Holocaust survivors in their homes over the next three years. The funding will increase to 350 million euros, or \$390 million, in 2018 from €281.75 million, or \$314 million, this year.

"This is pumping a significant additional amount of money into the budget that will have a

significant impact in the field," Mr. Schneider said.

For Mrs. Galgoczi — who relies on caregivers to bring her breakfast and help her wash in the morning; change the oxygen tank so she can breathe; and, throughout the day, administer the bottles of prescriptions in the basket perched beside her bed — the increased funding could mean extra help at night.

"I completely depend on them for everything," said Mrs. Galgoczi, whose darkened apartment holds her bed, a chair and a few of the beloved books that she can no longer read. She refers to her regular nurse as her daughter.

Under the new agreement, existing caps on the hours of care an individual survivor can receive will fall away for those who, like Mrs. Galgoczi, survived a ghetto, a concentration camp or life in hiding under the Nazis. Sometimes, the biggest challenge is persuading survivors to admit they need assistance. Gyorgy Rozsa, 77, another survivor of the Budapest ghetto, lies in a wrought-iron bed in a corner of the one-room apartment where his wife has lived since she was a toddler. The acidic stench of urine from the catheter hanging beside his bed fills the dingy room, littered with empty soda bottles, laundry and a wheelchair.

Bedridden for the past decade, only recently did he begin to accept outside help, first in the form of packages of nonperishable foods and, more recently, in that of caregivers who swab around his bed with disinfectant and help lift him.

In an expression of trauma shared by many survivors, "he can't stand any light, or anyone cleaning," said Ms. Shaul of the Jewish support foundation. The fear of change or loss of home means that institutionalizing the survivors is not an option. The former Communist countries of Central and Eastern Europe also lack nursing home facilities comparable to those

in the United States, Australia or Israel, making home care all the more important.

The political shift to the right across much of Eastern Europe has exacerbated jealousies among neighbors, like the family living next door to Mrs. Varga, who threw rocks through her window after realizing she was receiving special services because she is Jewish. Under Prime Minister Viktor Orban, Hungary has become more tolerant of anti-Semitism, and Ms. Shaul said the foundation had seen an increase in episodes targeting survivors across the country.

Even for survivors who are more financially secure, like Agnes Bartha, 94, who lives in an airy eighth-floor apartment with a balcony, caregivers are like family. After a stroke last year, she needs a walker to move around and a caregiver to cook, clean and help her. Gone are the days when she could travel to Germany or visit Hungarian schools to tell children her story. Now, she relies on the internet to tell younger generations how in 1944 she was marched from Hungary to the Ravensbrück concentration camp, how she shocked an SS officer by insisting to him in fluent German that her friend join her as a slave laborer for Daimler-Benz, or how the "biggest present of my life" was a cup of tea handed to her after she escaped in the final days of World War II.

For a woman whose life depended on her perseverance and her ability to get by on her wit and fortitude, it is difficult to admit that she can no longer live independently.

"Because of my past and my physical condition, I need more and more help," she said, leaning on her walker, decorated with a Mercedes-Benz star recovered from the archives of the Genshagen forced labor camp. "It is not easy when you lose your strength."

„Leikach“



Ich möchte Ihnen heute den Bukowiner Honigkuchen, den „Leikach“, der auf keiner Festtafel zu den Hohen Feiertagen fehlen darf, ans Herz legen.

Zutaten:

- 1 1/2 Gläser Honig
- 1 Glas Zucker
- 1/2 Glas Öl
- 2 Eier
- Die abgeriebene Schale von einer unbehandelten Zitrone
- 4 EL Brandy
- 3 1/2 Gläser Mehl
- 2 TL Backpulver
- 1 TL Backsoda
- eine Prise Salz
- 1/2 TL Zimt

- 1 TL Ingwer-Puder
- 1/2 TL Muskatnuß
- 1 TL gemahlene Nelken
- 1 Tasse Espresso-Kaffee
- 1/2 Glas gehackte Walnüsse

Zubereitung:

Den Ofen auf 180 Grad vorheizen.

Den Zucker, den Honig, das Öl, die Eier, die abgeriebene Schale von der unbehandelten Zitrone, und den Brandy in einer großen Schale für etwa 2 Minuten durchmixen.

Nun das Mehl, das Backpulver, das Backsoda, Salz, Zimt, Ingwer, Muskatnuß, Nelkenpulver und den Kaffee in die

Zuckermasse einrühren und gut vermischen bis sich ein glatter, glänzender Teig ergibt. Zum Schluß die Walnüsse vorsichtig unterheben.

Den Teig in eine gefettete längliche Backform gießen und für etwa eine Stunde goldbraun backen.

Mit einem Holzzahnstocher in der Mitte des Kuchens prüfen, ob er fertig ist und dann aus dem Ofen nehmen und auf dem Kuchengitter für mindestens 15 Minuten auskühlen lassen.

Guten Appetit und Frohes Neujahrsfest!

Arthur von Czernowitz

Impressum

Herausgeber: Weltverband der Bukowiner Juden, Arnon Str. 12, 63455 Tel Aviv, in Zusammenarbeit mit dem Dachverband der Organisationen für Holocaust-Überlebende (Merkas Halrgunim).

Chefredakteurin: Bärbel Rabi
English Desk: Arthur Rindner
Redaktionsschluß der November-Ausgabe: 15. Oktober 2016.

Die Redaktion weist ausdrücklich darauf hin, daß die Inhalte und Meinungen der veröffentlichten Artikel allein in der Verantwortung der jeweiligen Autoren liegen und nicht in der der Redaktion.

Das Büro des Weltverbandes der Bukowiner Juden ist montags und mittwochs zwischen 8 und 12 Uhr für den Publikumsverkehr geöffnet.

Ganz aus Glas

Zuerst wollte er sie gar nicht bauen. Doch dann ließ sich der bekannte israelische Architekt Haim Dotan von dem Projekt überzeugen. Unter einer Bedingung, wie er erzählte: „Ich will, daß die Brücke verschwindet.“

Und so baute er das wohl gruseligste Bauwerk der Welt

- zumindest für Menschen mit Höhenangst. Jetzt wurde die längste Brücke der Welt, die ganz aus Glas gefertigt ist, in China eröffnet. Sie ist sechs Meter breit, 430 Meter lang, hängt 300 Meter hoch in der Luft - und ist durchsichtig, sodaß sie tatsächlich „verschwindet“.

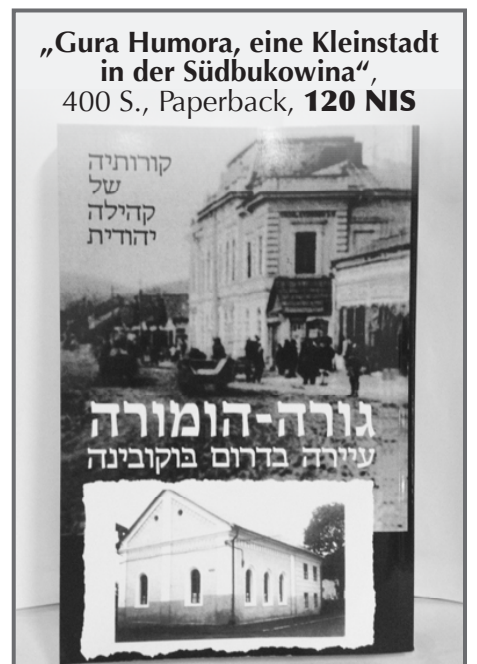
Um zu beweisen, daß sie auch wirklich sicher ist, hämmerten die Verantwortlichen vor der Eröffnung mit Pressluft-hämmern auf dem Übergang herum und fuhren anschließend mit einem voll besetzten Fahrzeug darüber. Sie soll nun zum Publikumsmagneten werden. *efg*

Geflügelte Worte

Wenn jemand mit Gewißheiten beginnen will, wird er in Zweifeln enden. Wenn er sich aber bescheidet, mit Zweifeln anzufangen, wird er zu Gewißheiten gelangen.

Francis Bacon

Der „Weltverband der Bukowiner Juden“ bietet folgende Bücher in hebräischer Sprache zum Verkauf an:



Alle drei Werke wurden von Yad Vashem unterstützt und gehören in die Bibliothek eines jeden, dessen Wurzeln in der Bukowina liegen.

Alle Bücher können beim Weltverband direkt telefonisch bestellt und per Check oder Kreditkarte (zuzüglich des Portos) bezahlt werden. Unser Büro steht Ihnen für Bestellungen und Anfragen von sonntags bis mittwochs zwischen 8.30 und 12.00 unter 03-5226619 oder 03-5270965 zur Verfügung.

Aus den Erinnerungen von Max Tauber

Ich wurde am 3. August 1928 als drittes Kind einer fünfköpfigen Familie in Berhomet bei Sireth in der Bukowina geboren. Meine Familie bestand aus meinem Vater Fischl Tauber, meiner Mutter Sally, meiner großen Schwester Koka, meinem Bruder Albert, den alle nur „Soniu“ riefen, und mir, dem kleinen Max.

Als ich 13 Jahre alt war wurden wir aus unserem Haus nach Wishnitz vertrieben, und nach Moghilev in Transnistrien verschleppt. Dort lebten wir bis Ende April 1944.

Im Juni 1942 verstarb meine geliebte Mutter an Typhus, mein Vater brach sich seine Goldzähne aus dem Mund, um sich für seine Frau ein richtiges Grab leisten zu können und sie nicht in einem Massengrab verscharren zu lassen. Die ganze Familie war vom Typhus befallen, doch es gelang uns, uns langsam von der tödlichen Epidemie zu erholen. Nur unsere Mutter war so schwach, daß sie von ihren Leiden erlöst wurde.

Nach Mutters Tod wurde ich ins Waisenhaus 3 geschickt, und von dort nahm man uns zu Arbeiten unter den wachsamem Augen der deutschen Wachposten: wir mußten Baumaterialien, die zum Bau einer Brücke bestimmt waren, entladen. Nach etwa einem Jahr kehrte ich zu meiner Familie zurück.

Wir wurden von der Roten Armee befreit, die meinen Bruder Albert sofort in ihre Reihen rekrutierten. Albert als Soldat der roten Armee und wir als Familie überqueren den Dnjester in Richtung Czernowitz. Dort angekommen, begann mein Vater als Buchhalter zu arbeiten und auch meine Schwester schlug diesen beruflichen Weg ein.

Ich hingegen begann, die Schule zu besuchen. Ich erinnere mich, daß wir dort unter anderem auch Jiddisch lernten. Meine Gedanken wandern zu den eiskalten und nassen Wintertagen, an denen ich barfuß zur Schule

ging. Bis heute fühle ich den Frost an meinen Fußsohlen.

An einem nicht bestimmten Sonntag, als ich mit meinem Vater ins türkische Waschbad Chamam ging, hielt uns eine Gruppe russischer Soldaten an, die meinen Vater, der damals 52 Jahre alt war, zur russischen Armee rekrutierte. All unser Bitten half nichts, er mußte in der Armee bleiben. Nach etwa zwei Monaten erhielten wir von unserem Vater einen Brief, aus dem hervor ging, daß er sich in Sibirien befand.

Die gesamte Zeit über ging ich zur Schule, bis sie eines Tages kamen, um die Kinder in eine besondere Schule nach Domesz zu bringen. In Wirklichkeit war das dort keine Schule, sondern wir sollten in den Latrinen arbeiten. Ich wußte sofort, daß mich niemand von dort herausholen könnte und so flüchtete ich unbemerkt. So dramatisch endeten meine Studienjahre in Czernowitz.

Ich begann bei meinem Onkel für ein warmes Mittagessen als Bote zu arbeiten. In dieser Zeit streunte ich auf meinen Botengängen durch verlassene Häuser immer auf der Suche nach Büchern zum Lesen. In einer verlassenen Schuster-Werkstatt fand ich Wachs und Schnürsenkel, aus denen ich Kerzen herstellte. Im Kerzenschein las ich alle Bücher, die ich auf deutsch und rumänisch fand. Die Bücher wurden meine Freunde und bei Ihnen fand ich Trost. Sie erinnerten mich an unsere Bibliothek, damals zu Hause, als alles noch in Ordnung war, in der jedes Buch einen Stempel mit dem Namen meiner Schwester trug.

Ich las Bücher, deren Inhalt sich bis heute in meinem Hirn eingegraben hat: Karl May, Jonel Theodoren, Sankwitsch, „die Stadt ohne Juden“ von Hugo Bettauer, die „Kriege der Juden“, Stefan Zweig, Tolstoi, Dostojewski, Marie Antoinette, Fouchee, Robbespierre, Schiller und noch vieles mehr. Ich wartete ungedul-

dig auf die Abende, an denen ich mich zu meinen Büchern stehlen konnte und dort in „meiner Welt“ versank.

Nach etwa drei Monaten kam mein Vater in Begleitung eines anderen russischen Soldaten zurück. Sie waren geschickt worden, um einen Deserteur aus der russischen Armee in Berhomet aufzuspüren und zurückzubringen. Natürlich kamen sie ohne ihn zurück.

Nach etwa einem Jahr, im Herbst 1945, wurde mein Vater entlassen und kehrte nach Czernowitz zurück, wo er sofort wieder begann zu arbeiten. Das erste, was mein Vater mir kaufte, waren ein paar Schuhe und ein Mantel. Ich fühlte mich fantastisch, plötzlich war ich reich.

Im April, nach der Unterzeichnung eines Abkommens zwischen der UdSSR und Rumänien, wurden Genehmigungen an die Juden vergeben, die nach Rumänien zurückkehren wollten. Niemand aus meiner Familie besaß noch irgendwelche Dokumente oder Papiere und so reisten wir nach Rumänien. Wir kamen in Odobesti an. Ich lernte dort Liah kennen, die bald meine Frau wurde. Max Tauber verstarb am 10. Juni 2016 (Anm. der Redaktion). Möge er in Frieden ruhen!

Trauer

Im Alter von 80 Jahren ist der ehemalige israelische Verteidigungsminister Benjamin Ben-Eliezer Anfang September gestorben. Der Politiker, der von allen „Fouad“ genannt wurde, verließ die Knesset vor zwei Jahren, nachdem er 30 Jahre lang Mitglied der Arbeitspartei gewesen war. Deren Vorsitzender Isaac Herzog nannte ihn einen mutigen Kämpfer. „Fouad hatte viele Tugenden“, schrieb Staatspräsident Reuven Rivlin. „Er gab die besten Jahre seines Lebens, um unseren Staat aufzubauen und zu verteidigen. Wir erinnern uns an seine Liebe für das Land und alles, was er dafür getan hat.“

Ben-Eliezer wurde 1936 im Irak geboren und wanderte schon kurz nach der Staatsgründung mit seiner Familie nach Israel ein. Seine letzten Lebensjahre wurden von schwerer Krankheit und einem Korruptionsskandal überschattet. *efg*

Geflügelte Worte

Man muß manchmal von einem Menschen fortgehen, um ihn zu finden.

Heimito von Doderer

*

Nichts erfrischt unser Blut so sehr, wie wenn es uns gelungen ist, eine Dummheit zu vermeiden.

Jean de la Bruyere

MARTIN ENGEL & PARTNER, RECHTSANWÄLTE

RECHTSBERATER DES WELTVERBANDES
DER BUKOWINER JUDEN

TESTAMENTE UND VERMÄCHTNISSE



SCHADENERSATZ



ÄRZTLICHE KUNSTFEHLER



IMMOBILIEN

ITZCHAK SADEH STR. 17, TEL AVIV
03-5614702, 054-4431317